

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Für die Gräfin war es ein Glück, daß es eine isolierte Wahl war. Der Minister des Innern, selbst Sicilianer, hatte Zeit genug, sich dafür zu interessieren, und es wurde weder an Arbeit noch Geld gespart. Ficarotta zeigte sich wiederum auf dem Schauplatz, und von morgens bis abends konnte man ihn und Pamso herumgaloppieren und Stimmen kaufen sehen, bald durch Drohungen, bald mit einer Kiste Zigarren und einigen Flaschen Wein oder je nach den Umständen mit einer kleineren Geldsumme. Ein ganzer Stab von Mafiosi diente ihnen als Unteragenten.

Kurz vor der Wahl proklamierten die Konservativen ihren Kandidaten, steckten noch einmal den Namen des Marchese La Greca als ein Bannerzeichen der Ehre aus — jenen Namen, der in früheren Zeiten so oft geehrt und begeistert hatte.

Da erachtete die Gräfin den Augenblick für gekommen, um alle Bomben springen zu lassen und ein paar jener erprobten kleinen Theatercoups zu versuchen, die durch ihre Menge und Mannigfaltigkeit in der Chronik der Mafia so erfrischend wirken.

Fünf, sechs Tage vor der Wahl wurde einige Meilen im Lande draußen von Brunos Feldern eine Trift Ochsen gestohlen. Die folgende Nacht wurde La Greca mit etwa dreißig seiner einflußreichsten Parteigenossen als der Organisation des Diebstahls verdächtig arretiert. Um Platz im Gefängnis zu schaffen — wie es hieß —, ließ man gegen ein Halbhundert Verbrecher „gegen Kaution“ laufen. Alle diese Herren warfen sich sofort mit großer Energie in den Wahlkampf, und man konnte sie an dem Wahltage unter Anführung Pamfos und Ficarottas vollzählig in und vor dem Wahllokal stehen sehen.

Abends gab es ein glänzendes Bankett, bei welchem der Präsekt eine begeisterte Rede auf das neue Parlamentsmitglied hielt, das mit bedeutender Majorität gewählt worden war. Mitten während des Festes erschien ein Fackelzug, und Bruno mußte auf den Mann treten, um den jubelnden Wählern in einer gerührten Rede zu danken.

Am nächsten Tage wurden der Marchese und seine Freunde „wegen mangelnder Gründe für ferneres Einschreiten“ wieder auf freien Fuß gesetzt.

Das gestohlene Vieh weidete indessen ruhig auf Brunos Feldern.

14.

Angelo empfing die erste Mitteilung von Biddas Flucht und bevorstehender Hochzeit mit scharfem Gelächter, und sprach er in der nächsten Zeit von ihr und Belladonna, so geschah es stets mit einer angenommenen Gleichgültigkeit, unter der sich eine hinter Hohn und Verachtung verschanzte gekränkte Eitelkeit nicht ganz verbarg.

Da begegneten sie sich einander eines Tages auf der Promenade — sie ging am Arm ihres Mannes.

Sie heftete ruhig ihre Augen auf ihn mit einem Blick wie in alten Tagen, und er war im selben Nu der ihrige, begegnete ihrem Blick, ihrer Seele mit der flehenden Demut eines Tieres.

Er fühlte es seinen Körper durchrieseln mit einer Empfindung, die er nie vorher gekannt. Aber Bidda war so dankbar, daß sie nicht auf der Stelle umgesunken war — so sehr zitterten ihr die Knie.

Dieser eine Blick wurde für sie beide ein Erlebnis, über das sie nicht so rasch hinaus kamen.

Sie waren also nicht fertig.

Es gab also in einem Herzen Wurzeln, so tief, daß selbst die Verachtung sie nicht untergraben konnte.

Die Gräfin — von Ficarotta unterstützt — schlug Angelo eine Partie nach der anderen vor, aber er war hartnäckig. Teils empfand er seit dem Tode seines Vaters einen ausgesprochenen Widerwillen vor der Mutter, so daß er konsequent alle ihre Vorschläge abwies; teils war es Bidda, die auf eine

Art, über die er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte, den Weg sperrte und ihm die Lust benahm zu heiraten.

Seine Gefühle für Bidda konnten um so leichter ihr Gepräge eines süß zehrenden Idealismus bewahren, als seine irdischeren Begierden in Biddas zärtlichen Armen Erfüllung fanden.

Sie blieb im Hause, während sie ihm eine Tochter gebar, ein entzückendes kleines Teufelchen, das er vergötterte und mit dem er spielte, wie ein Kind mit seiner Puppe spielt.

Dann wurde sie ihm wieder die unbergleichliche Geliebte.

In dieser Treibhausluft von Wohlleben und Müßiggang wuchs sein erotischer Appetit wie ein Kraut, das täglich von Morgen bis Abend neue Blüten schießt.

In der höheren Schule der Liebe, in der er ein so begabter Schüler gewesen war und sich fast zum Meister entwickelt hatte, war sie ihm hörig wie eine Dirne. Aber er fand auch bei ihr, was keine noch so ausgelernte Dirne ihm hätte bieten können: das feurige Blut, das alles dem einen schenkt, den Willen der Gattin, alles ohne Scham zu geben, um zu besitzen, die Blumenkeuschheit, die sich dem kleinen fruchtzeugenden Insekt ohne Vorbehalt öffnet, sonst aber sich vor der ganzen Welt schen verschließt.

Die Gräfin war durchaus nicht blind für die Rolle, die Bidda in Angelos Leben spielte; darum jagte sie sie vor die Türe, als sie merkte, daß ihre Heiratspläne in die Brüche gingen. Sie mietete sie bei einer verwitweten Wäuerin ein, behielt aber ihr Töchterchen, das ihre eigenen zauberhaften Augen hatte und dem Hause unentbehrlich geworden war.

Sie konnte jedoch nicht hindern, daß Angelo Bidda mit einer Regelmäßigkeit besuchte, über die keine Gattin zu klagen gehabt hätte.

Angelo war wie der kluge und vorsichtige Bankier, der nicht alle seine Kapitalien in derselben Bank anlegt. Er warf nicht alle seine Gefühle auf ein Weib. Er spaltete, fortierte und verteilte sie an verschiedene mit einem instinktiven Verständnis dessen, was jede tragen und welche Spezialität man ihrer Pflege anvertrauen konnte. Hatte er Bedarf für eine Frau, mit der er die Stunden des Tages in einer teilnehmenden Erörterung der kleinen Sorgen und Freuden, die sein Leben waren, totschlagen wollte, so suchte er die einsame Bionda auf, die kaum mit einem anderen Menschen sprach als mit ihm.

Sie befriedigte sein Schönheitsbedürfnis; sie ließ seine Sinne in Ruhe; sie war seine Freundin.

Nach Do Fortes Abreise — er war an demselben Tage fortgezogen, an dem er Biddas Flucht erfuhr — hatte Bionda sich in ihrem Zimmer oberhalb des Kabinetts der Gräfin eingeschlossen, wie eine Nonne. Dort speiste und schlief sie, kam nie herab und sprach mit niemandem. Wenn die Gemächer der Gräfin abends voll Menschen waren, entstand bisweilen plötzlich eine unbehagliche Stille um Töne, die leise von oben herabsanken. Es war Bionda, die Harfe spielte, ewig dieselbe Melodie, die sie von Do Forte gelernt hatte und die mit einem brutalen Strich, als sprängen alle Saiten, endigte; und wieder dieselben Töne, gefolgt von derselben lachenden Disharmonie, wieder und wieder, wie ein Alp von Zwangsbeiwegungen und -Vorstellungen.

Es hatte jedoch lange gedauert, bis Bionda nur so weit war, daß sie ihre Harfe berührte. Monat um Monat war sie an einer Krankheit dahingefiecht, die der Arzt Nervenfieber nannte und die eine alle Lebensenergie lähmende Melancholie im Gefolge hatte.

Doktor Renda behandelte sie, und in dieser Zeit, da er sie unter der Sehnsucht nach dem Manne, der alle ihre Gedanken erfüllte, dahinschwinden sah, ging seine eigene verzweifelte Liebe in die Tiefe und wurde zu einer Leidenschaft, die ihn selbst zu ersticken drohte.

Als Bionda zum Leben zu erwachen begann, war Rendas Güte die erste schwache Stimmung, die sich in ihr Bewußtsein stahl.

Dieser schweigsame Mann, der sie mit einer so taktvollen Sorgfalt pflegte, ohne jemals durchscheinen zu lassen, daß er ihre Krankheit als ein Siechtum der Seele betrachtete, welches

In erster Linie Verständnis erforderte, wurde ihr mit jedem Tage lieber.

Es kam ein Augenblick, wo Renda glaubte, sie habe ihm ihr ganzes Herz zugewandt, und er freite um sie.

Sie hörte ihm zu, als spräche er eine wildfremde Sprache. Aber ihr Betragen ihm gegenüber änderte sich nicht. Sie blickte ihn so teilnehmend an wie je zuvor. Er wußte zuletzt weder aus noch ein.

Da kamen Begebenheiten von außen, die die Luft erschütterten.

Die Wahl machte Renda zum Feinde der Gräfin, und sie begann mit Angst das Verhältnis zwischen ihm und Bionda zu verfolgen. Sie durften sich nicht mehr sehen. Kurz darauf verließ er die Stadt wie Lo Forte; er fühlte sich vor den Nachstellungen der Gräfin nicht mehr sicher.

Eines Tages wurde Bionda ein Brief von ihm in die Hände geschmuggelt. Sie las diesen Schrei eines zu Tode getroffenen Mannes in einer Bezauberung, die tagelang anhielt, und ihre Antwort war erfüllt von einer übersinnlich jubelnden Stimmung. Ein neuer Brief kam, der wie eine Siegeshymne klang und sie erwiderte ihm in demselben Tönen. Es wurde ein Briefwechsel wie ein Wechselgesang, wurde zwitschernde Vogeliebe und stiller Seen Träume, in Worte gefangen.

Als er aber auf der Höhe seines Siegesrausches verlangte, sie sollte hinausfliehen ins Leben und zu ihm, mit ihm flüchten, da schlugen die schweren Pforten zu: sie könne nie die Seine werden.

Einer der Briefe wurde der Gräfin hinterbracht, und als sie erst auf der Spur war, gelang es ihr, alle zu finden.

Nun wurde sie wachsam; sie argwöhnte, Bionda sinne auf Flucht, und sie fürchtete Renda als Biondas Mann. Kam er in rechtmäßigen Besitz der Minen, die sie bereits geplündert hatte, so wurde er mit den Verbindungen, über die er verfügte, zu einem gefährlichen Gegner.

Weder sie noch Renda begriff, was in Bionda vorging. Jeden Brief, den sie von Renda empfing, dichtete sie um. Sie ließ sich von seinem Reichtum füllen, hinter den Worten aber verschwand er, der sie geschrieben, und sie dichtete Gianandrea Lo Forte an seine Stelle. Wenn sie ihre Antworten schrieb, die behebende Liebesergüsse waren, so atmete sie bloß in ihrer Liebe zu Gianandrea und setzte Rendas Namen nur als eine zufällige Form ein, welche doch von einer Härlichkeit, die tiefere Gefühle auflöste, ihre besondere Betonung erhielt. Es fehlte ihr wol nicht ganz an einem gewissen Verständnis für das Willkürliche dieser Umdichtung, aber die kalten Argumente der Wirklichkeit übten ebenso geringe Wirkung auf sie wie die Phantasie auf ihre Umgebung. Ihre Gefühle erfuhren jene Erschütterung, die Kristalle bildet; sie durften schaffen und sich am Anblick des Geschaffenen erfreuen. Mit jedem Tage wurde sie frischer und kräftiger. Während sie sich in ihre eigene Welt hineindichtete, dichtete sie sich ins Leben zurück.

Darum mußte sie leiden, als Renda das Meer zwischen sie legte, alle Fäden abschnitt und verstummte.

Die Gräfin sah ihren Kummer und deutete ihn, wie sie konnte. Sie dachte von nun an nur daran, Renda unschädlich zu machen, indem sie Bionda verheiratete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

10) Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

11. Beim Schweinepriester.

Panjes-Allee ist eine aus Eigenhäusern bestehende Gartenstraße, Vorgängerin der Villenstraßen, die wir jetzt auch in Landstädten antreffen. Wilhelm Frahms Haus war einstöckig und enthielt zu ebener Erde eine Reihe Zimmer, links das Wohnzimmer, rechts die Schlafstube, gerade vor einen größeren Raum, wo das Essen aufgetragen wurde. Und sie waren mit dem geräumigen Hausflur durch Türen verbunden, während die beiden Eckstuben, wovon die eine als beste Stube, die andere als Ankleideraum benutzt ward, nur Türen nach den anstoßenden Räumen hatten.

Als der Schweinepriester mit dem neugeheirateten, von den Toten Auferstandenen nach Hause kam, sah Matthies mitn Stung schon im Wohnzimmer. . . Wilhelm führte seinen Begleiter nach dem rechten Wohnzimmer und holte dann Matthies herbei.

„Kennst Du den?“ fragte er, auf den Fremden zeigend. Der Befragte musterte lange und umständlich und sagte nach der Musterung — nichts; in seinen Mienen aber las Frahm, daß Matthies Ohm recht sah.

„Komm mal mit,“ wendete er sich an den Allen, „ich muß mit Dir reden.“

Georg Engelbrecht blieb in dem Wohnzimmer zurück, Wilhelm Frahm und Matthies gingen durch das Wohnzimmer in die beste Stube.

Da kann uns niemand hören, dachte er.

Und als sie in der besten Stube waren, wiederholte er seine Frage: „Kennst Du den?“

„Die Toten stehen auf, Wilhelm.“

„So ist es, Ohm.“

Matthies mitn Stung wurde durch die halbe Marsch hindurch geohmt.

„Was ist da zu machen?“ fragte er.

„Die Toten müssen übers große Wasser, Ohm, und wir beide müssen Geld in unseren Beutel tun.“

Und als der Alte nicht gleich antwortete, fuhr er fort: „Du kennst ja meinen lieben Amtsbruder mit seinem emphatischen „Laß dich nicht gelüsten!“ — „Du sollst nicht begehren!“

Heinrich Bruhn und seine Frau fanden, als sie vor das Haus kamen, die Tür offen und im Hausflur niemand. Der den ganzen Raum ausfüllende Teppich sog das Geräusch ihrer Tritte auf. Auch die Tür nach der Wohnstube war an die Wand gelehnt und das Zimmer leer. Sie gingen hinein. Sie hörten das emphatische „Laß Dich nicht gelüsten!“, blieben stehen und merkten, daß Schweinepriester Heinrich Kanzelton nachahmte. „Laß Dich nicht gelüsten!“ — „Du sollst nicht begehren!“ Es kam gut heraus, genau mit dem Tonfall eines Redners, der, wie Johannes der Täufer, sein „Rehret um!“ in die Wüste hinaus predigt, mit Heinrich Bruhns Tonfall. Was der große dicke Schweinehändler für Gesten dazu machte, brauchte Heinrich nicht zu sehen, das lag fein abgewogen in der Stimme. Heinrich sah ordentlich die fetten und runde Hand gegen die Zimmerdecke gestreckt und den bedeutungsvoll erhobenen Zeigefinger hin und her geschüttelt.

„Marie!“ rief Heinrich leise.

„Ich höre —“

Sie setzten sich in die Sessel, entschlossen dem Stück weiter zu lauschen.

Und wieder hob sich Schweinepriesters Stimme: „Laß Dich nicht gelüsten! Hörst Du Deinen lieben Kessen? Ist ja ein prächtiger Mensch und ein verständiger dazu, aber in dem Punkt rappelt's. Die ganze Gesehgebung lastet auf seiner Seele —“

Heinrich Bruhn sah seine Frau sieghaft an.

„Wenn er wüßte,“ redete der Schweinepriesters kräftige Stimme wieder, „wenn Pastor Bruhn wüßte, daß Georg Engelbrecht noch lebt, dann sähe er in sich selbst nichts mehr und nichts weniger als einen Ehebrecher. Die Juristen sollen sich, wie ich höre, darüber streiten, welche Ehe dann eigentlich die gültige sei.“

Der junge Ehemann sah zaghaft auf seine Frau, wurde aber am Anblick ihres ernststen Lächelns getroffen.

„Heinrich Bruhn,“ redete der Schweinepriester weiter, „ist ein forrechter Mann: Zwischen ihm und seinem Weibe soll alles klar sein. Ich bin nicht sicher, ob er sich nicht verpflichtet fühlt, seine Frau zu verlassen, wenn er weiß, daß der tote springend Lebendig im Zimmer meiner Frau sitzt und sich nach einer heißen Suppe sehnt. . . Nun, Du weißt ja das alles besser als ich.“

Matthies Ohm hatte sein „Ja“ und „Jawohl“ ein paarmal hineingeworfen, nun sagte er: „Ich kenne ihn. Er ist so, wie Du sagst.“

Aber Heinrich murmelte: „Geseht — ich bin nicht so — ich war mal so.“ Seine Frau drückte ihm warm die Hand.

„Ja,“ fuhr Wilhelm Frahm fort. „Wir müssen Sorge tragen, daß er und vor allen Dingen auch Frau Marie nichts erfährt. Georg muß verschwunden sein, bevor sie von der Reise zurückkehren.“

„Er muß gleich weg,“ bestätigte der Alte.

„Aber wie fangen wir's an?“

„Ja, wie ist es zu machen?“

„Ich meine,“ fing der Schweinepriester wieder an, „wir beide, Du, der Ohm von Marie Schott, und ich, der Schweinepriester Wilhelm Frahm, wir müssen Geld in unseren Beutel tun.“

„Es wird wohl nicht anders,“ erwiderte der Alte.

„Tüchtig viel, Ohm. Nordamerika ist zu nahe bei, das ist 'n Rahensprung. Da laufen auch zu viele Leute aus unserer Gegend herum, die auf Gesichter seines Schlages kundig sind; das genügt nicht. Er muß nach Australien. Was meinst Du zu Australien, Ohm?“

„Willem, ich mein, da gehört er hin, unser Mann.“

„Und bisgehen müssen wir ihm auch an die Hand geben, daß er was anfangen kann und ordentlich sein und seinen Weg machen, wenn er will. Ich muß mich an Witmaad u. Sohn wenden. Wir müssen ihm einen kleinen Bankkredit mitgeben.“

„Du hast recht, Willem.“

„Was sagst Du zu: die Reise frei und fünftausend?“

„Ich sag, was Du sagst.“

„Aber der Mann soll uns einen Schein ausstellen, worin er verspricht, nach unseren Weisungen übers Meer zu gehen.“

„Du denkst an alles, Willem. Aber wenn er zwar den Schein ausstellt und doch nicht danach tut, gar nicht weggeht oder wiederkommt?“

„Daran hab ich auch gedacht. Und hab gedacht, ich muß ihn sicher an Bord bringen. Erst habe ich gedacht, ich wollte mich bei

Kurzhaben ausbooten lassen, aber ich will bis England mitfahren, Geld und Kreditbrief erhält er, wenn das Schiff dort zum letztenmal die Anker lichtet.“

„Und wenn er nicht will, wenn er zurückkommt und mehr verlangt? Was dann?“

„Dann ist er ein eheloser Schuft.“

„Und wenn er ein eheloser Schuft ist?“

„Dann dreh ich ihm das Genid um, so wahr ich der Schweinepriester bin, und übergebe ihn der Polizei.“

„Mit dem umgedrehten Genid?“ warf Ohm ein.

Matthies Ohm lachte über seinen Wit.

„Ja, mit umgedrehtem Genid,“ versicherte Wilhelm Frahm.

Der starke Schweinehändler mochte wohl groß und ernst und entschlossen sein, denn Ohm sagte: „Willem, Du siehst ja ganz gefährlich aus.“

„Ja, Ohm, dann stehe ich für nichts. Ich will's ihm auch sagen. Und er kennt mich, er weiß, daß ich tu, was ich verspreche. Ich will nicht Pastor gewesen sein und nicht Schweinepriester heißen, wenn ich mein Wort breche. Bevor ich Geld in seine Hände lege, schelte ich noch seine sündige Seele aus, daß er sich schämen muß, wenn er noch kann.“

Heinrich und seine Frau hörten, wie die Köchin vom Eßzimmer her anklopfte und zum Essen mahnte.

„Gehen wir,“ mahnte der Hausherr.

Aber Ohms Stimme hielt ihn noch zurück.

„Willem,“ sagte er, „ich möchte es in die Marsch hinaus-schreiten, ich möchte mich auf den Marktplatz hinstellen und aus-rufen, was Du eigentlich für ein goldguter, prächtiger Kerl bist . . . Von mir ist ja nicht zu reden . . . ich bin ihr Ohm, und sie ist mir immer lieb gewesen wie eine Tochter. Aber Du! . . . Wie kommst Du dazu, so viel Geld an dem Menschen zu ver-losen?“

Eine Minute lang war es still. Aber Heinrich, der den Schweinepriester inwendig und auswendig kannte, der jeden Zug von seine feinen, glattrasierten Komödiantenlippen kannte und jede von ihm in sein Händlerleben hinübergerettete Geste auswendig wußte, sah, als wenn die Wand zwischen Wohnzimmer und bester Stube von Glas gewesen wäre, alles genau. Schweinepriester machte mit der Rechten einen Wogen. Es konnte eine Kanzelgeste, es konnte aber auch ein Handschlag werden, wie er auf den Vieh-märkten üblich ist. Es wurde aber nichts als ein Gandauflegen auf die Schulter des alten Mannes, der vor ihm stand und zu ihm auf-sah. Und was die eine Hand vorgemacht hatte, das tat die andere nach.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wie tief wir in den Himmel sehen.

Von Felix Linke.

Wenn wir an einem recht klaren Tage auf erhöhtem Stand-punkte sehen und unseren Blick in die Ferne schweifen lassen, so haben wir das Gefühl, daß wir sehr, sehr weit sehen können. Steht man auf einem isoliert liegenden Berge, der rings von ebenem Lande umgeben ist, wie etwa die Landeskronen bei Görlitz, und blickt an solchem klaren Tage nach Südosten, so kann man unter Umständen die Schneekuppe zu Gesicht bekommen. Dann sieht man schon 70 Kilometer weit. Man hat dann ganz deutlich die Empfindung, daß man von dieser Entfernung selbst keinen klaren Begriff mehr hat, daß — so gut man sonst vielleicht gewisse Ent-fernungen zu schätzen vermag — hier die Anschauung schon ver-sagt. Die Kuppe erscheint nicht mehr als Berg, nicht mehr als plastisches, räumliches Gebilde, sondern wie ein Schatten, den man ebenogut aus Papier schneiden und an ihre Stelle setzen könnte.

Aus diesem Beispiel erkennen wir, daß uns etwas verloren geht, wenn wir über eine gewisse Entfernung hinaus gehen. Und das ist die Anschauung für die Tiefe, die tatsächlich auch aus der geometrischen Anordnung der Gegenstände zu unseren Augen viel schneller versagt als die Raumvorstellungen nach den anderen Richtungen, also bei den Entfernungen, sowie sie nicht in unserer Gesichtslinie liegen, sondern sich wesentlich in die Breite erstrecken. Da glaubt man gemeinhin nicht so leicht an eine Grenze der Wahr-nehmbarkeit, weil die Alltagserscheinungen uns so wenig Gelegen-heit geben, derartige Erfahrungen zu sammeln. Die Silhouetten des entferntesten Gebirges behält immer eine beträchtliche Aus-dehnung in der Breite, solange wir sie überhaupt noch sehen. Und in dem Gebirgsstamme finden wir immer ein paar markante Punkte, die uns vortäuschen, daß wir noch alle Distanzen dort zu unterscheiden vermögen. Diese Erscheinung ist nicht verwunder-lich; die Erde bietet eben wegen der Trübungen der Luft und wegen der Erdkrümmung so gut wie gar keine Gelegenheit, ge-nauere Anschauungen in diesen Dingen zu bilden.

Anderes wird es sofort, wenn wir in den Himmel schreiten. Da fehlt uns für Entfernungs-vorstellungen jegliche Anschauung. Kein Mensch kann aus dem bloßen Anblick heraus sagen, welcher Stern näher oder weiter von uns weg ist; alle erscheinen gleich weit entfernt, oder vielmehr: die eigenartigen Verhältnisse lassen beim bloßen Anblick gar nicht so leicht den Gedanken an Ent-fernungen aufkommen, weil wir eben nie Gelegenheit haben, dort Entfernungen zu vergleichen. Wir vereinigen wohl gewisse Sterne

zu Konstellationen, aber ihre absolute Entfernung voneinander kommt uns dabei gar nicht zum Bewußtsein.

Sehen wir uns genauer an, was wir bis jetzt besprochen haben, so erkennen wir, daß wir zweierlei zu beachten haben, wenn wir von dem Thema sprechen wollen, wie tief wir in den Himmel sehen. Wir sehen sehr tief in den Himmel hinein; es fragt sich aber auch, was wir dann noch sehen! Kurz gesagt, es kommt bei unseren Betrachtungen stark auf die Wahrnehmungsgrenzen über-haupt an. Diese hängen aber ab von der Schärfe unserer Seh-organe, in erster Reihe also von derjenigen unseres Auges. Die Physiologie und die Anatomie beweisen, daß unser Unterscheidungs- vermögen für Lichtreize, die von benachbarten Punkten ausgehen, nicht unbegrenzt ist. Die ungeheure Anzahl der sehempfindlichen Nervenfasern, die in unserem Auge enden und die auf sie fallenden Lichtreize aufnehmen und dem Gehirn übermitteln, wo sie uns zum Bewußtsein kommen, bedecken ja immer, wenn auch enorm kleine Flächenbezirke. Sind nun zwei leuchtende Punkte anein-ander so nahe, daß die von ihnen ausgehenden Lichtreize auf den- selben Bezirk fallen, so werden sie nicht mehr getrennt wahr-genommen.

Wenden wir das auf den Himmel an. Wir sehen dabei von allen Störungen ab, die die Eigenschaften unserer Atmosphäre bedingen. Ein normales Auge müßte dann zwei benachbarte, nicht zu helle Sterne voneinander unterscheiden können, wenn der schein- bare Abstand zwischen ihnen nicht größer wäre als der dreißigste bis vierzigste Teil der Vollmondscheibe. Das wäre das gleiche, wie wenn man zwei leuchtende Punkte, die einen Zentimeter vonein-ander entfernt sind, aus 35 Meter Entfernung betrachtet. In Wirklichkeit aber dürfen sie gar nicht so nahe stehen; wir können zwei solche Sterne nur noch voneinander unterscheiden, wenn sie etwa ein Zehntel bis ein Fünftel der Vollmondsbreite voneinander abstehen, andernfalls fließen sie für das Auge in einen Stern zusammen. Dazu wirken die mannigfachen physiologischen Erscheinungen mit.

Aber nehmen wir an, das Auge sei imstande, zwei leuchtende Punkte als getrennt zu erkennen, die den Abstand von ein Vierzig-stel der Vollmondscheibe haben, und wenden dies auf unser Sehen mit Fernrohren an. Mit einem Fernrohr kann man unter gün- stigsten Umständen auf hohen Bergen eine höchstens tausendfache Vergrößerung anwenden. Auf dem Monde selbst könnte man dann in der Mitte der Rondscheibe noch Gegenstände voneinander trennen, deren Abstand nicht weniger als ein Vierzigtausendstel der Rondscheibe ist. Der Monddurchmesser ist 3500 Kilometer lang, so daß die Punkte wenigstens einen Abstand von 80 bis 90 Metern haben müssen. — Schreiten wir weiter hinaus in den Welt-raum, so kommen wir zu unseren Nachbarplaneten Venus und Mars. Unsere Entfernung von der Venus beträgt in der größten für die Untersuchung der Oberfläche dieses Planeten noch verwertbaren Erdnähe rund 120 mal so viel wie die mittlere Ent- fernung des Mondes von uns; für Mars ergibt sich eine 150fache Entfernung. Unter denselben Voraussetzungen ergibt sich also, daß die kleinsten noch wahrnehmbaren Gebilde auf der Venus- oberfläche eine Ausdehnung von 12 Kilometern, auf der Mars- oberfläche von 15 Kilometern haben müssen. Auf der Sonne, die 400 mal weiter absteht von uns als der Mond, erweitert sich das Maß der höchstens noch sichtbaren Gebilde auf 40 Kilometer. Das sind Größen, die wir schon als makroskopische bezeichnen können. Denn es fliegen innerhalb und außerhalb unseres Planetensystems viele Weltenplitter herum, die diese Größe lange nicht erreichen. Dazu gehört z. B. eine große Zahl der kleinen Planeten, die fast alle ihre Bahnen zwischen Mars und Jupiter ziehen. — Schreiten wir bis zum entferntesten Planeten unseres Sonnensystems hinaus, zum Neptun, der dreißigmal weiter ist als die Sonne, so nehmen die kleinsten noch als solche erkennbaren Gebilde schon die Größe von 1200 Kilometern an, also Dimensionen, die von der- jenigen unseres Mondes nicht sehr verschieden sind.

Bei allen diesen Beobachtungen blieben wir noch innerhalb unseres Sonnensystems und sehen, wie wenig uns die direkte Beobachtung zur Erforschung der Oberfläche der Himmelskörper versprechen kann. Schon in nächster Nähe versagen unsere jetzigen Hilfsmittel, und wir dürfen nicht hoffen, jemals auch nur die Grenzen unseres Sonnensystems einigermaßen zu beherrschen. Was sollen wir da erst erwarten, wenn wir in Fixsternräume ein- treten? Wir wissen, daß die nächsten Fixsterne etwa 200 000 Sonnenentfernungen von uns abstehen, daß das Licht selbst Jahre braucht, um von ihnen bis zu uns zu gelangen. Daß wir da noch Oberflächenbeobachtungen machen wollen, ist natürlich einfach ausgeschlossen. Und würden wir bei einem Fixstern Wahr-nehmungen über Gestalt und Ausdehnung machen, selbst bei den unmöglichen Vergrößerungen von 2000 oder 5000, so müßten diese Körper Dimensionen haben, welche diejenigen unseres riesigen Sonnenballes noch ganz weit hinter sich lassen müßten. Glück- licherweise ist das für den Fortschritt der Wissenschaft nicht un- bedingt nötig, weil wir andere Methoden haben, die uns zwar nicht alles, aber doch außerordentlich viel leisten.

Wir dürfen mit unseren Feststellungen über das Erkennen nicht die Wahrnehmungsmöglichkeit von Gegenständen verwechseln. Denn wir nehmen die meisten Himmelskörper wahr, ohne sie als räumliche Gebilde sehen zu können, wir sehen sie nur gestalt- los! Das Wesentliche aber ist, daß wir sie doch wahrnehmen. Und für dieses Wahrnehmen gibt es eigentlich kaum Grenzen.

Alles hängt nämlich von der Stärke des Lichtes ab, welches ein Körper ausstrahlt. Darum kann auch ein fast beliebig weit entfernter Körper uns zur Wahrnehmung gelangen, wenn nur sein Licht dazu stark genug ist. Einen wesentlichen Anteil daran nimmt die Unvollkommenheit, mit der unser Auge gebaut ist. Auch ein verschwindend kleiner leuchtender Bildpunkt, der seiner Ausdehnung nach für unser Auge unerkennbar wäre, gelangt doch zu unserem Bewußtsein, weil der Reiz einer Nervenfaser, auf die allein der Lichtstrahl vielleicht fällt, so stark ist, daß er weitere mit anzuregen vermag. Wir sehen dann eigentlich nur noch die Öffnung unseres eigenen Auges im Lichte jenes Gegenstandes.

Unter diesen Umständen können wir also scheinbar außerordentlich kleine Körperchen sehen. Ein gutes Beispiel dafür sind die Marsmonde, die im Jahre 1877 entdeckt wurden. Phobos, der innere, dem Mars nähere, hat einen Durchmesser von $9\frac{1}{2}$ Kilometer, Deimos, der äußere, gar nur von 8 Kilometer. Wenn wir aber auf dem Mars nach unseren vorübergehenden Feststellungen nur noch Gebilde sehen können, die mindestens 18 Kilometer groß sind, warum sehen wir dann die noch nicht halb so großen Monde überhaupt? Nun, eben weil sie lichtstark genug sind! Mit denselben Hilfsmitteln, die sie entdeckten, würden wir sie auch sehen, wenn sie noch kleiner wären.

Die Fixsterne haben nun an sich gewöhnlich eine verhältnismäßig sehr viel intensivere Leuchtkraft. Daher senden uns aus den unmeßbaren Fernen des Weltalls so viele Sonnen ihre Lichtbotschaften zu. Schon die mit bloßem Auge sichtbaren Sterne haben vielfach Entfernungen, die das Licht drei Jahrhunderte unterwegs sein lassen müssen, um zu uns gelangen und gesehen werden zu können. Würde solch Stern jetzt plötzlich erlöschen: wir würden's erst nach dreihundert Jahren merken! Aber das ist noch wenig! Schreiten wir bis zu den äußersten Grenzen unseres Fixsternsystems — die Milchstraße — vor, in deren Mitte wir etwa stehen, so braucht das Licht 22 000 Jahre, um uns davon Kunde zu geben!

Um nun in Zahlen anzugeben, was das heißt, sei folgendes bemerkt: Das Licht legt in einer Sekunde eine Wegstrecke von 300 000 Kilometern zurück. Da nun ein Jahr $365 \times 24 \times 60 \times 60 = 31\,536\,000$ Sekunden hat, so legt das Licht in einem Jahre $31\,536\,000 \times 300\,000 = 9\,460\,800\,000\,000$ Kilometer zurück, d. h. rund $9\frac{1}{2}$ Billionen Kilometer. 300 Lichtjahre wären also rund 2 900 Billionen Kilometer, 22 000 Lichtjahre 200 000 Billionen Kilometer!

Der Andromedanebel, der nach den neueren Forschungen ein gleiches Sternsystem darstellt wie unser Milchstraßensystem, ist von uns auf 20 mal so weit entfernt wie die äußersten Grenzen der Milchstraße, das sind rund eine halbe Million Lichtjahre (4 250 000 Billionen Kilometer). Und der Spiralnebel in den Jagdhunden, den wir auch als ein gleiches System ansehen müssen, ist vielleicht 300 mal so weit, also $6\frac{1}{2}$ Millionen Lichtjahre (61½ Trillionen Kilometer).

Diese Entfernungen sind unvorstellbar, geradezu wie schon diejenige von uns bis zur Sonne. Wir erkennen aber, daß die Tiefe unseres Blicks in den Himmel in der Tat so gut wie unendlich ist. Und in den ungeheuren Entfernungen des Andromedanebels und des Nebels in den Jagdhunden sehen wir sogar noch Gestaltungen! Ja sogar Gestaltungsveränderungen bemerken wir, wenn auch nicht in so großen Fernen in kurzer Zeit. Aber der neue Stern vom Jahre 1901 hat uns solche Wandlungen in Tagen gezeigt. Wir erkennen daraus, daß die dort vor sich gehenden Prozesse und die in ihnen tätigen Kräfte von einer unbeschreiblichen Gewaltigkeit sein müssen. Die Geschwindigkeiten, die dabei auftreten müssen, übersteigen alle in unserem Sonnensystem bekannten. Trotzdem bemerken wir von solchen Veränderungen an vielen Gebilden nichts; sie scheinen ewig unveränderlich zu sein. Und dennoch sind sie es nicht. In diesen Entfernungen vermögen selbst die ungeheuerlichsten Geschwindigkeiten nicht, sich unseren Meßwerkzeugen, auch den feinsten ihrer Art nicht, bemerkbar zu machen; Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende gehören dazu. Und erst die Vergleichen unserer Feststellungen mit denjenigen nach Jahrhunderten und Jahrtausenden vermögen Änderungen erkennen zu lassen.

Um so wunderbarer ist es, daß wir schon heute in der Spektralanalyse, die auf der Zerlegung des von den Körpern ausgestrahlten Lichtes beruht, eine Methode besitzen, die uns in Verbindung mit anderen Untersuchungsarten tiefe Einblicke gewährt in die Entwicklungs- und Gestaltungsprozesse der Weltkörper und uns Vorgänge enthüllt, die wir sonst wahrscheinlich nie zu unserer Kenntnis hätten bringen können. Dabei ist die Entfernung schon in hohem Maße ausgeschaltet; die Eigenart der Methode erfährt uns, was uns die räumliche Anordnung versagt. Dürfen wir wohl hoffen, daß uns die physikalische Forschung noch weitere ähnliche Methoden beschert, die sich ebenso fruchtbar erweisen wie die Spektralanalyse! Mir scheint's so!

Kleines feuilleton.

Ethnologisches.

Bei den Kannibalen im französischen Kongogebiet. Ueber den Verlauf der jüngsten französischen Kongo-Expedition, der vielgenannten Mission Lefant, deren Ziel es war,

das französische Kongogebiet zu erforschen, veröffentlicht der Führer des Unternehmens, Kommandant Lefant, soeben in „Le Tour du monde“ einen ersten Bericht. Die Mission Lefants hat zahlreiche Spuren von Kannibalismus angetroffen und interessante Aufschlüsse gesammelt über die Rolle, die die Menschenfresserei im Leben der Eingeborenen einnimmt. Wie fast alle Negerstämme im hinteren Kongogebiet sind auch die Eingeborenen am Sanga dem Kannibalismus ergeben, und der französische Expeditionsleiter erzählt davon, wie er in einem Dorfe in einem dampfenden Fleischtopfe im Wasser kochend die Arme und Brustteile einer Frau fand. Es gibt keine Speise, die diesen Negerstämmen köstlicher und schmackhafter dünnt als Menschenfleisch, und sie unterscheiden dabei genau zwischen Negern und Weizen. Die Europäer sehen bei ihnen in höherem Maße und mit großem Freimuth äußern die Neger sich über diese Vorliebe. Die Beobachtungen und Studien Lefants sind um so wertvoller, als sie geeignet erscheinen, die weit verbreitete Annahme zu erschüttern, wonach der Kannibalismus im wesentlichen aus alten Bräuden des Fetischismus, also aus religiösen Sitten heraus sich entwickelt habe. In der Regel sind es Kriegsgefangene, getötete Feinde oder auch Frauen des eigenen Stammes, die „geopfert“ und dann verzehrt werden. Diese Schmause werden stets von langer Hand vorbereitet, und ein großes Fest geht ihnen voraus. Eine Totenfeier, der Mondwechsel oder eine Prophezeiung der Zauberer oder Medizinmänner werden als Anlässe aufgegriffen. Wenn der Häuptling stirbt, so werden an seinem Grabe seine Frauen erdrosselt, auf das ihr Geist dem seinen in den Schatten der Wälder folge. Ist die Ernte schlecht, die Jagd unergiebig oder verheert ein blutiger Krieg den Stamm, so kündigt der Zauberer einen Wandel zum Besseren an, wenn man dazu schreitet, auf dem Opferaltar Jungfrauen darzubringen. Der ganze Stamm tritt dann zusammen, mit seltenem Del und wohlriechenden Fetten werden die jungen Mädchen dann geschmückt, Arme- und Halsbänder aus Kupfer und Perlen überreicht man ihnen und dann werden sie mitten in den Kreis des tanzenden, jubelnden und lärmenden Volkes hineingeführt. Durch den Wald brausen dann die Tantom-Schläge, weit hin hallen die singenden Stimmen der begeistertsten Zanatiler, große, hoch auslodende Freudenfeuer leuchten auf und werfen ihren phantastischen Glanz auf die wilden, dunklen Gestalten, die hier mit gelenden Freudentufen tanzen und springen. Dann, plötzlich, ertönt ein Signal. Alle kennen es. Und einen Augenblick später sind die bereits schon vorher bestimmten Opfer erfasst. Sie werden erdrosselt, und ihr leuchtendes Stöhnen erklingt in dem lauten Gesang ringsum, der nun in diesem Augenblicke hoch und wild aufbraust. Dann schreitet man zur Verteilung des Fleisches, das Fest ist zu Ende, und ein jeder eilt heim in die Hütte, um hier nun in Ruhe das Mahl zu bereiten und zu genießen. Aber diese religiösen Beimengungen zu dem barbarischen Brauche beweisen noch nicht, daß der Kannibalismus dieser Neger unzertrennlich zusammenhängt mit ihren religiösen Vorstellungen und ihrem Kult. Allerdings bestehen unter den Stämmen gewisse Daten und Festtage, die regelmäßig gefeiert werden, aber in den meisten Fällen sind die großen Menschenopfer mehr Ergebnisse des Zufalls und der äußeren Verhältnisse. Sie häufen sich auch gerade in den Zeiten, wo diesen Negern der Genuß von Fleisch bei herrschender Knappheit fast zur Notwendigkeit wird, und freilich auch dann, wenn im Verlaufe von Kämpfen Kriegsgefangene gemacht werden. So erging es auch einem Träger der Mission Lefant, der so töricht war, mitten innerhalb dieser Kannibalenstämme zu desertieren. Er wurde von den Eingeborenen von Duar aufgegriffen und erst später erfuhr man das traurige Schicksal des Unglücklichen: sofort war er der Anlaß und der Mittelpunkt einer großen Feier geworden und dann in aller Form erdrosselt und geschlachtet worden. Ja, nicht selten kommt es zwischen benachbarten Stämmen zum Kampfe, der in dem Ziele gipfelt, Kriegsgefangene zu machen, die dann geopfert werden können. Lefant ist der Ansicht, daß der Kannibalismus der Sanga-Stämme im wesentlichen seine Ursache habe in der unüberwindlichen Schwierigkeit des Negers, sich ausreichende Fleischnahrung zu verschaffen. Die Affen, Ratten und Schlangen, die im Walde gefangen und erlegt werden, reichen nicht aus, das Bedürfnis nach Fleischnahrung zu stillen, und aus dieser Notlage heraus entwickelte sich schließlich der Kannibalismus. So ist die Menschenfresserei nicht aus dem Kult hervorgegangen, sondern eher umgekehrt; wenigstens spricht vieles dafür, daß ein großer Teil der Feste ursprünglich aus dem Anlaß sich heraus entwickelte, daß es gelungen war, Fleisch zu erlangen und so den langgehegten Hunger zu stillen. Uebrigens sind die Opfer ziemlich genau geregelt, und alle Einzelheiten werden von den Zauberern und den Medizinmännern genau geordnet und bestimmt. Nur zu gewissen Zeiten sind die Opferfeste erlaubt und bezeichnenderweise fällt diese Fleischzeit zusammen mit den Monaten, in denen das größere Wild in den Wäldern verschwindet und sich zurückzieht. So hilft denn der barbarische Kult hinweg über eine rein äußerliche Not und über einen Mangel, der ohne die grausamen Feste von den Schwarzen schmerzlich empfunden würde. Wo immer man auch in Mittelafrika den Kannibalismus beobachtet, wird man finden, daß seine schlimmsten Organe stets mit den Zeiten des Mangels an anderen Nahrungsmitteln zusammenfallen; wo die Bananenpflanze und der Maniok nur schlechte Ernten bringen, zeigt die Vorliebe der Neger für Menschenopfer den größten Fanatismus: er erfährt schlechte Jagd und schlechte Ernte.